

Sprachhilfe für Basel!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **9 (1925)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Kleinliches: nörgeln, rascheln, krabbeln. Von manchen sind wieder Hauptwörter auf lei abgeleitet, die ebenfalls häufig Geringschätzung ausdrücken: Liebelelei, Mäkelei, Nörgelei.

Es ist also durchaus begreiflich, wenn jemand aus dem Wort Wissenschaftler etwas Kleinliches heraushört, wenn ihm Wissenschaftler männlicher klingt. Die Form mit l mag etwas älter sein als die andere, aber so alt ist das Wort nicht, daß heilige Gefühle damit verbunden wären wie bei Minne und Lenz, Eidam und Ruhme, Hain und Eiland; Grund zu solcher Entrüstung, wie sie Herrn A. G. P. ergriffen zu haben scheint, liegt kaum vor. In Frankreich entscheidet eine Akademie, was richtig sei und was falsch; die deutsche Sprache ist freier, und jeder hat das Recht zu verbessern. Das hat freilich den Nachteil, daß sich dann jeder für eine Akademie hält und alles, was seiner Gewohnheit nicht entspricht, als Nörgelei empfindet.

Prokerei Bell * Restaurant Größenwahn.

Vor einigen Monaten wurde am Limmatstrande ein Geschäftsgebäude eröffnet, das mit Recht als ein neuer Schmuck des Stadtbildes gepriesen wurde: das „Bell-Haus“. Der Bau sucht neuzeitliche Geschäftsbedürfnisse mit heimatlich einfachen und doch gefälligen Formen zu befriedigen. Schlecht ist an diesem Hause „nur die Sprache“. Da liest man nämlich über dem Erdgeschoß in stattlichen Kupfer-Buchstaben

Boucherie Bell Charcuterie * Restaurant Regina Tea Room
Also französisch = lateinisch = englisch, nur kein Wort deutsch. Und doch: wer wollte behaupten, das sei nötig oder auch nur nützlich? Wieviel Viertelpfund Fleisch- und Wurstwaren würden wohl weniger verkauft in diesem Laden, wenn es hieße Metzgerei und Wursterei? Sogar ein durchreisender Eskimo würde es mit Hilfe des Schaufensters verstehen *). Das Wort Wirtschaft für ein „richtiges“ Restaurant wäre wohl „beinahe wirklich“ zu volkstümlich; da kann man fast nichts dazu sagen, aber was für eine Königin ist gemeint mit Regina? Das Neueste in dieser Bauernfängersprache ist aber der Tea-room. Vor unserer Landesausstellung von 1914, an welcher „Landes“-Ausstellung ein Tea-room mit goldenen Buchstaben den wackern „Landsleuten“ zur Erfrischung winkte, sah man es bei uns selten, höchstens an ausgesprochenen Fremden-Orten; jener vaterländische Anlaß, an dem man ja u. a. im „Dörfli“ ein Heimatschutztheater blühen ließ, scheint der Ausgangspunkt für den Siegeszug dieses „Kulturfaktors“, des Teeraumes, gewesen zu sein. Zunächst bezeichnete das Wort bei uns nicht bloß das blonde Getränk, zu dessen Genüsse der Raum bestimmt war, sondern auch einen gewissen Stil der Einrichtung; es paßte noch einigermaßen zum englischen Gepräge des Ganzen und zur wirklichen oder scheinbaren Staatszugehörigkeit der Besucher, aber bald hieß jede Feinbäckerei, wo man noch ein Marmortischchen für zwei Kaffeetassen aufstellen konnte, Tea-room, und erst recht, wenn der Besitzer zu diesem Zwecke sein „Lokal“ vergrößert hatte! Heute findet man bald in jedem Neste eine solche Stätte zur Pflege „bodenständiger Kultur und heimatlicher Eigenart“. In einem Dorf am Zürichsee steht ein Tea-Room an einer Stelle, wo niemals

*) Ein Mitglied in Unterwalden berichtet uns auch erfreut von der Verwandlung einer dortigen Boucherie in eine Metzgerei — offenbar ein Erfolg des eifrigen Sekretärs des Metzgermeisterverbandes.

ein Fremder hinkommt, weil nur die Eingeborenen den Fußweg benützen.

Über sogar aus der gebildeten Stadt Basel wird uns berichtet, zu einem Zuckerbäcker, der seine neu eingerichtete Teestube auch Tea-Room nennen zu müssen glaubte, sei ein Jüngferchen gekommen mit den Worten: „I hätt gärn fir zäh Santim vo däm Teearoom“. — John Rabys von Seldwyla, der „Schmied seines Glücks“, ist vorläufig noch unsterblich.

Einen solchen Tea Room hat natürlich (laut Berner „Bund“) auch das „Grd. Café du Théâtre“ am Theaterplatz und an der Hotelgasse in „Berne“; es hat auch trotz „zivilen Preisen“ eine „soignierte Küche“ und ein „Restaurant français im 1. Stock“. Wenn alles französisch wäre an der Anzeige, wenn z. B. die französisch sprechenden Gäste auf das Restaurant français au premier étage aufmerksam gemacht würden, könnte man das sprachlich noch begreifen (weniger leicht politisch!); man scheint damit zu rechnen, daß deutsch sprechende Gäste lieber ein restaurant français besuchen und verweist sie deshalb in den 1. Stock. Ganz deutsch und echt deutsch ist an der ganzen Anzeige nur die Stelle: „Gute Weine“.

Erfreulicher ist, was man uns aus St. Gallen berichtet:

Der Kaufmännische Verein St. Gallen besitzt an der Merkurstraße ein stattliches Haus, in dem die Verwaltung des Vereins, eine Stellenvermittlung, viele Sitzungszimmer, die Handelsschule, eine Wirtschaft usw. untergebracht sind. Das Haus, im besonderen die Wirtschaft, hat bis vor kurzem den Namen „Merkur“ getragen. Nun hat der Vorstand des Vereins das Haus umgetauft und ihm den Namen „Zur Kaufleuten“ gegeben. Das ist erfreulich und zu begrüßen, denn dieser einheimische Name steht uns doch gewiß näher als der des römischen Gottes. Die sprachliche Form „Zur Kaufleuten“ ist uns freilich nicht sehr geläufig; sie mag manchem etwas ungewohnt, zum mindesten gesucht erscheinen; ja, der eine und andere findet sie vielleicht falsch, sprachwidrig. Man hat denn auch wirklich in Zeitungen schon von dieser oder jener Versammlung lesen können, die im Restaurant „Zu den Kaufleuten“ stattfindet. Es ist aber gar nicht nötig, die vom Vorstand gewählte Form zu ändern. „Zur Kaufleuten“ ist nicht sprachwidrig, höchstens altertümlich, dafür aber bodenständig. Man muß sich nur dazu denken „Zunft“ oder „Stube“; wenn wir sagen, wir seien „im Ochsen“ oder „in der Krone“ gewesen, meinen wir das auch nicht wörtlich, sondern „im Wirtshaus zum Ochsen“ oder „zur Krone“. „Zur Kaufleuten“ heißt also „in der Zunft zu den Kaufleuten“. In Zürich heißen zwei alte Zunfthäuser „zur Zimmerleuten“ und „zur Saffran“; übrigens gibt es dort auch ein Haus „zur Kaufleuten“. Auf alle Fälle ist „zur Kaufleuten“ natürlicher, bodenständiger und — demokratischer als „Merkur“, „Merka-torium“ und dergleichen; auch Métropole, du Nord, Tivoli u. a. sagen den meisten von uns herzlich wenig; wenn ein „Tivoli“ (im Volksmund „Tifeli“) fast oder ganz mitten in der Stadt steht wie in Zürich und Biel, hat es gar keinen Sinn mehr; denn im alten Tibur, dem heutigen Tivoli hatten die alten Römer ihre Landhäuser.

Sprachhilfe für Basel!

In Basel hat man für den Verkehr in den belebten Straßen der innern Stadt die Anordnung treffen müssen, daß sich der Verkehr nur noch in einer Richtung bewegen darf. Im Ausland nennt man das sens unique

oder one way traffic. Das Basler Polizeidepartement hat aner kennenswerterweise einen deutschen Ausdruck gewählt: Einrichtungsverkehr. Die Basler Verkehrsliga („Liga“) hat sich für „Einrichtungssystem“ entschieden. „System“ ist hier natürlich ganz überflüssig, aber auch „Einrichtungsverkehr“ hat einen Nachteil. Wir denken, wenigstens vor dem Schriftbild, nicht an „die e i n e R i c h t u n g“, sondern an „eine E i n r i c h t u n g“. Darum scheint uns die Uebersetzung des englischen Ausdrucks, also „Einwegverkehr“ besser; sie ist nicht mißverständlich (auch etwas kürzer) und kommt sogar unserm mundartlichen Sprachgefühl etwas entgegen; denn wir brauchen „Weg“ häufig in der Bedeutung „Richtung“, z. B. „dä Wäg gah't s nid“, „de verkehrte Weg“, wir sagen sogar am Eisenbahnschalter „Basel e i n Wäg“. Jedenfalls ist dringend zu wünschen, daß bald ein allgemein verständlicher, für alle sprech- und schreibbarer deutscher Ausdruck eingebürgert werde, sonst kommt's zum sens unique oder zum one way!

Aus dem Idiotikon.

Aus dem 97. Heft sei der auf den ersten Blick gar nicht anmutige, bei näherer Betrachtung aber geradezu verführerische Artikel „Schmuz“ herausgenommen. Das Wort bezeichnet zunächst freilich nur einen leichten Hieb oder ähnliches, dann aber, namentlich in der Verkleinerungsform, den Ruß (wie auch Schmaß). Aus dem St. Galler Fürstenland stammt die „Definition“: „En Schmuz ist en یرهتة Chlapf uf's Mul“. Sophie Hämmerli-Marti unterscheidet einmal sorgfältig: „Es Ueli und zwöi Schmücheli.“ In diesem Zusammenhang wird auch verwiesen auf die Artikel „hiraten“ und „Berner-Maitli“ (1). Ältere Wörterbücher erklären es gewissenhaft mit osculum, basium. Von einem kleinen Bräutigam einer großen Braut dichtet ein Basler (Radlof 1822): „Wenn er ir will es Schmüchli ge, so mueß er jo ne Vaitre ne.“ Weniger gemüthlich antwortet bei Josef Reinhart auf die Frage eines Burschen „Was gisch-mer, wenn-der Deppis säge?“ das Mädchen: „Nes Schmüchli mit der flache Hand“. In Uebersetzungen von Lukas 15, 20 heißt es, der Vater habe den zurückgekehrten Sohn „umhalsset und e Schmücheli gmachet.“ Eine Appenzeller Quelle stellt fest, das Schmüchlimache sei bei unsern Landsleuten nicht sonderlich Mode. Das Hauptwort ist wohl entstanden aus dem Zeitwort „schmuze“, das ursprünglich das schmazende Küssen bezeichnet, ist also lautmalerisch, doch kann Schmuz auch den „sehr wenig vernehmlichen“ Ruß bezeichnen, ob man gleich nach dem Appenzeller Fachmann Tobler „für einen völlig leisen Ruß lieber e Chößli“ gebrauchte. Das Wort ist auch in die französischen Mundarten des Berner Juras eingedrungen, es gibt dort ein Zeitwort smoutzer! Ein hübsches Sprüchlein heißt: „Waldbrueder im Hüttli het 's Stübeli g'wüschet, het 's Besli lo falle und 's Zumpferli g'schmüzt“. Vienert überliefert die tröstliche Kunde, wer die nur alle hundert Jahre einmal zum Vorschein kommende „Chäferedrott“ auf der „Mürle schmuzt“, der könne einen Eisenkasten plündern. In der Innerschweiz sagt man von einem sehr Mageren: „Er chönnt e Geiß zwüsche de Hörner schmuze.“ Ableitungen sind Schmuze, Schmuze, Schmuze usw.

Eine weitere willkommene Bedeutung hat „Schmuz“ als Fett, das zum Kochen und zu andern Zwecken dient. Zwar dem Ostschweizer wird fast übel, wenn er bei Gott-helf vom Schmuz in der Pfanne liest; was mußte erst

eine die Vorzüge der Margarine lobende Darmstädterin fühlen, der eine Schweizerin (laut „Nationalzeitung“ 1918) erklärt haben soll: „Wir in der Schweiz kochen alles mit Schmuz.“ Ein Berner soll sogar „Eine“ nicht geheiratet haben, weil sie ihm „schint's z'weni Schmuz i d'Rösti 'ta“. Ein Fisch muß (nach Zolliker Quelle) „drümal schwimme: im Wasser, im Schmuz, im Wi“. Ein wackerer Soldat, der bei der Inspektion seiner ungeschmierten Schuhe halber gerüffelt worden, antwortete einmal (nach Friedlis „Bärndütsch“ 1914): „Herr Hauptme, i ha z'weni Schmuz g'ha, u da het ämmel asen mis Chäppli'wer z'erst müesse g'salbet si.“ Huggenberger bringt die Redensart: „Si Zunge lauft wirkli wie im Schmuz.“ Da und dort sagt man scherzhaft zu einem, der sich stark räuspert oder schneuzt: „Use mit em Schmuz, so cha d'Vueter chüechle.“ Wenn Kinder schlecht aussehen, heißt es im Werdenbergischen: „Die hohen weleweg dehei mit Otereschmuz“, d. h. Schlangenfett, dem schlechtesten Fett. „Gätschmuz“ braucht Balmer scherzhaft für Wasser. Auch zu diesem Hauptwort gehört ein Zeitwort schmuze oder schmüze oder schmüze. Der Inbegriff der Trockenheit ist „ung'schmuzgeti Herdöpfelrösti“ (Bern). Dahin gehört auch das Eigenschaftswort „schmuzig“ für „fett“. Es können also Chüechli, Herdöpfel, Fleisch schmuzig sein und doch ganz appetitlich. Eine Baslerin soll in Berlin einmal gesagt haben: „Ich danke für dieses Gericht, es ist mir zu schmuzig.“ Von einem, der trotz guter Nahrung mager bleibt, sagt man in Uri scherzhaft: „Der chennt-men im Anke bache, se wurt-er nur schmuzige, aber nit feiße.“ Der „schmuzig Dunstig, Fritig, Zistig“ sind Fastnachtstage, wo man im Hinblick auf die kommende Fastenzeit mit dem Fette nicht spart, üppig lebt, wie sich's überhaupt in „schmuzige Site“ wohl leben läßt. Die neuhochdeutsche Bedeutung von schmuzig ist überall neu, doch sagt man in Glims schon, wenn man den „Sudel“ eines Briefes gemacht hat: „I ha min Brief ase schmuzig gmacht.“ Aus Schaffhausen wird das Sprüchlein überliefert: „Wenn i scho e schmuzigs Meitli bi, krieg-i glich en Ma; 's git vil schmuzigi Joggeli, si müend au Wiber hat.“ Schmuzli heißt in der Innerschweiz der schreckhafte, die strafende Birkenrute, aber auch den mit Nüssen, Äpfeln usw. gefüllten Sack tragende Begleiter des hl. Nikolaus, eine Art Ruprecht, ein Spuk zum Schrecken unartiger Kinder, „im St. Niklaus si Meisterchnecht“. Schmuz oder Schmuzli heißt auch noch in Appenzell und Rheintal der Geißelclappen oder „Mues-Ueli“; daher berichtete 1916 der „Appenzeller Anzeiger“: „D'Soldate müend 's Mul mit dem Ermel abbohe, d'Onderoffizier chönd en Schmozli über, wil sü di schönere Bluse händ.“ — All das und noch viel mehr steht im Idiotikon auf 4 Seiten, das ganze Heft hat aber 64!

Vom Büchertisch.

Sophie Hämmerli-Marti, *Mis Chindli*. 5. Aufl. 104 Seiten, Preis Fr. 4.50. Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Im Jahrhundert des Kindes ist viel vom Kind und fürs Kind geschrieben worden, in allen Zungen, auch in unsern Schweizer Mundarten, Kindliches und Unkindliches, Erlebtes und Erdichtetes, in Poesie und Prosa — auch viel Nur-Gereimtes.

Sophie Hämmerli-Marti ist eine von den Müttern, denen es gegeben ist zu sagen, was ihr Mutterherz bewegt und die Silberlocken anzuschlagen, die in Kinderherzen zum